

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 7

Artikel: Arbeitsbedingungen der chinesischen Proletarierin
Autor: Ernst-Schwarzenbach, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-331088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geisterungsfähigkeit des Menschen sich an ihrem Ziele entflammt. So unterstreiche ich das früher Gesagte: *Von einem nichtsozialistischen Theater hat der klassenbewußte Arbeiter weder für sich noch für die Förderung der von ihm vertretenen Ideen etwas zu erhoffen, und hat deshalb auch keinen Grund, solche Bestrebungen irgendwie zu unterstützen.*

Arbeitsbedingungen der chinesischen Proletarierin.

Von Dr. M. Ernst-Schwarzenbach.

Auf früheste Zeiten des Matriarchates folgten im alten China Zeiten des schlimmsten Patriarchates. Der asiatische Despotismus dieser Zeit lieferte nicht nur die unteren Volksschichten der schrankenlosen Ausnutzung durch die herrschende Klasse, sondern auch die Frau dem Manne so weit aus, daß eine Unsitte, wie die verkrüppelten Füße, und vollständige Abgeschlossenheit von andern Männern entstehen konnten. So denken wir, wenn wir den Blick nach Osten wenden, an all die Formen weiblicher Gefangenschaft, wie Harem- und Purdah-System. Doch diese Vorstellung ist für das gegenwärtige China falsch. Ueberrascht konstatiert der Reisende in den Hafenstädten, daß die Chinesinnen aus dem Volke, die Kulifrauen, flotte, selbstsichere Wesen sind, die körperlich und geistig ebenso gewandt sind wie ihre männlichen Gefährten und wie diese immer erpicht sind auf einen guten Witz oder irgendeine komische Verdrehung der Natur.

Auch die bürgerliche Chinesin ist, wenigstens in fortschrittlichen Kreisen, nicht mehr unbedingt an das Haus gebunden. Sofern es ihre finanziellen Verhältnisse erlauben, kann sie sich im In- oder Ausland jede Schulbildung holen und nachher freie intellektuelle Berufe ausüben. Amerikanischer Einfluß, der im Fernen Osten sehr stark ist, hat da schon Wunder gewirkt. Doch auch für die Mädchen, die sich keine höhere Schulbildung leisten können, ist seit der Errichtung der Republik (1911) manches getan worden. Das Volksschulwesen steht im heutigen China sehr viel höher als zum Beispiel im britischen Vorderindien.

Den Grundstock der chinesischen Volkswirtschaft bildet das *Kleinbauerntum*, das zum Teil als Pächter arbeitet. Mit seiner intensiven Bewirtschaftungsmethode und seinen primitiven Werkzeugen braucht es viel menschliche Arbeitskraft, so daß die Kinderschar des Kleinbauern sehr groß ist und seine Frau viel auf dem Felde mitarbeitet. Jetzt geht es diesen Kleinbauern besonders schlecht: Räuberbanden und große Ueberschwemmungen im Norden vernichten seine Ernte. Raubende

und brandschatzende Banden entlassener Soldaten machen das ganze Land unsicher. Zwangsmäßig werden die jüngern Bauern von den Generälen ausgehoben, zu Soldaten gemacht oder als Träger in ferne Gegenden verschleppt und dort mittellos freigelassen. Große wirtschaftliche Not und nicht verbrecherische Anlagen sind die Ursachen dieser schweren Räuberplage.

Der Verkauf der Landesprodukte wird außerordentlich erschwert durch den Mangel an Transportmitteln. Fast keine Eisenbahnen, keine Landstraßen sind vorhanden, aller Verkehr zieht sich auf den Flüssen dahin, und von einem Flußgebiet zum andern, über hohe Bergpässe und in tiefe Schluchten hinein müssen die Lasten auf Menschen-, seltener auf Tierrücken, getragen werden. Lange Trägerkolonnen durchziehen auf schmalen Fußwegen das weite Land.

Handwerk wird fast ausschließlich von Männern und Knaben ausgeübt. Die Lehrlingszüchtereier floriert. Mit unglaublich primitivem Werkzeug werden kunstvolle Gegenstände hergestellt. Schreiner ohne Hobelbank verfertigen schön geschnitzte Möbel aller Art. Der Färber steht auf einem gewölbten Stein und walkt den Stoff in der Farbe, indem er auf dem Stein hin und her tritt. Elefantenzähne werden aus freier Hand in einige Millimeter dicke Blättchen zersägt. So ist es selbst im fortschrittlichen Kanton, wo das Opium verpönt und der Arbeitseifer groß ist; noch viel primitiver ist es im Landinnern.

Viele Frauen auf dem Lande und in der Nähe der Städte suchen einen Nebenerwerb in der *industriellen Heimarbeit*, in Heimweberei, Schalstickerei, Pinselmacherei, Hüte- und Mattenfabrikation. Heimarbeit mit all der Mühsal und Not, die überall hinter diesem Wort lauert, aber auch ersehnte weitere Erwerbsquelle für die Kleinbauernfamilie. Selbständiger ist die Arbeit dort, wo der Rohstoff, wie in der Mattenflechtereier, selber gewonnen werden kann und das Produkt auf den Märkten feilgeboten wird; gebundener wird sie, wo ein Fergger die Arbeit vermittelt. Da bleiben, nach Angaben von *Wittfogel*, zum Beispiel der Strumpfwirkerin nach Abzug der Miete für die Maschine noch 15 bis 20 Cents (ungefähr 30 bis 40 Rappen) als Taglohn.

Nur ein kleiner Schritt führt von der Heimarbeit zur *Fabrikarbeit*. Dies um so mehr, als ein großer Teil der Fabrikarbeiter den Zusammenhang mit dem Heimatdorf beibehält. Vor etwa vierzig Jahren wurden in China die ersten Fabriken mit Maschinenbetrieb eingerichtet. Wie Pilze sind sie seither aus dem Boden geschossen. Vor wenigen Jahren soll eine Zählung ergeben haben, daß 1500 moderne und Tausende halbmoderner Fabriken in Betrieb sind. Eigentliche Industriestädte in unserem Sinne sind zwar selten, da wären nur etwa Schanghai, Hankau und Tientsin als größte zu nennen. Die Betriebe ge-

hören Europäern, Japanern oder Chinesen. Aber auch wo die Fabriken Chinesen gehören, ist die Produktionsweise von den Ausländern durch ihre politisch-rechtliche Vormachtstellung, von der gewöhnlich nur Exterritorialität, Konzessionen und die internationale Zollverwaltung bekannt sind, beeinflußt. Die Ausländer regeln den Seezoll und ihre Waren sind vom Inlandzoll befreit, während den chinesischen Waren eine Fabriksteuer auferlegt wurde. Die Zahl der europäischen Betriebe ist kleiner als die der einheimischen, aber der einzelne Betrieb ist größer und meist mit bessern Maschinen ausgerüstet. Die chinesischen Betriebe sollen zudem zum Teil an veralteten chinesischen Finanzierungsformen leiden. Groß und zum Teil sehr gut eingerichtet sind auch japanische Betriebe.

Die Fabrikationsbedingungen sind von mehreren Autoren untersucht worden. Colonel *Malone*, ein Abgeordneter der englischen Labourparty, hat über seine Wahrnehmungen ein kleines, sehr anregendes Buch «Das neue China und seine sozialen Kämpfe» (1928) geschrieben. Ferner wäre unter anderen zu nennen der Bericht der vom Stadtrat von Schanghai ernannten Kommission zur Untersuchung der Kinderarbeit (1924), der Bericht der Y. W. C. A. von *T'ao Ling* und *Lydia Johnson* über Frauen- und Kinderarbeit in Tientsin (1928) und verschiedene Arbeiten von Chinesen über die Entwicklung der chinesischen Arbeiterbewegung. Grundlegend für das Studium der Volkswirtschaft Chinas sind die Schriften von *K. A. Wittfogel* «Wirtschaft und Gesellschaft Chinas» (1931) und ergreifend seine Schilderungen in «Die Grundlagen der chinesischen Arbeiterbewegung» (Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung 1930, Heft 2, S. 238 bis 269).

Als Existenzminimum für einen ungelerten Arbeiter und seine Frau wird von der Schanghaier Kommission ein Monatseinkommen von 16 Dollar (mex.), das heißt etwa 40 Franken in damaliger Währung bezeichnet. Andere nennen 30 Dollar das Minimum, das verdient werden sollte. Sehr viele Kulis verdienen aber lange nicht so viel, Rickshakkulis zum Beispiel oft nur etwa 8 Dollar pro Monat. Eine Familie ohne Erwerbsarbeit der Frau und sogar der Kinder ist unter diesen Umständen undenkbar.

Die Arbeitsbedingungen in den meisten Fabriken sind für Männer und Frauen ganz fürchterlich. Frauen und Kinder arbeiten in Zündholzfabriken, wo weißer Phosphor verarbeitet wird. Auch in vielen andern Betrieben finden sie Arbeit, am meisten aber in der Textilindustrie. In den Baumwollspinnereien von Schanghai sind nach *Malone* über 60 Prozent Frauen. Die Tagelöhne betragen nach *Malone* für Männer 75 Rappen bis Fr. 1.25, für Kinder 25 bis 63 Rappen. Frauen, die gut angelernt sind, erhalten im Durchschnitt Fr. 1.08 pro Tag. Die tägliche Arbeitszeit beträgt 11½ bis 16 Stunden.

Der Normalarbeitstag ist 12 Stunden, aber vor dem Schichtwechsel, das heißt an Tagen, an denen die Maschinen zur Reinigung still stehen, gibt es 15- bis 16stündige Arbeitsschichten. Europäische Sonntagsruhe ist auch beim christlichen Unternehmer nicht bekannt. Freitage gibt es nur beim Schichtwechsel, das heißt je nach Betrieb alle 1 bis 2 Wochen einmal nach besonders langer Arbeitszeit, sodann mehrere Tage am chinesischen Neujahr und einigen kleineren Festen. Frauen können zur Zeit ihrer Niederkunft zwei Wochen unbezahlt der Arbeit fernbleiben. Schutzvorrichtungen gibt es nicht, bei tödlichen Unfällen zahlt der Arbeitgeber der Familie 50 bis 75 Franken.

Noch schlimmer soll es in manchen Seidenspinnereien stehen. Erschütternd sind die Klagen in einer Beschwerde der Seidenarbeiterinnen von Kiangsu, die *Wittfogel* wiedergibt (das Jahr wird leider nicht angegeben). Wenn sie sich morgens 4 Uhr verspäten, werden sie geschlagen. Ungeschickten Arbeiterinnen werden die Hände mit kochendem Wasser oder glühenden Kohlen verbrüht und versengt. (Eine Uhr haben natürlich chinesische Arbeiterinnen nicht, so daß sie viel zu früh zur Arbeit kommen müssen, aus Angst, zu spät zu sein.) Sodann heißt es in der Uebersetzung wörtlich: «Was gibt man uns für diese schrankenlose Arbeit? Man gibt uns 40 Cents dafür, oder besser, man gibt sie uns nicht. Um uns recht gefügig zu halten, gibt man uns nur die Hälfte, 20 Cents pro Tag. Die andere Hälfte wird zurückbehalten und nur alle zwei Monate ausbezahlt. Wenn nun während dieser zwei Monate aus irgendeinem Grunde, sei es auch krankheitshalber, die Arbeiterin einen einzigen Tag versäumt hat, wird die ganze zurückgehaltene Summe, für die sie Blut geschwitzt hat, ohne daß ein Protest etwas hülfe, eingezogen. Wir sind mehr als hunderttausend Seidenarbeiterinnen, die diesem barbarischen Reglement unterworfen sind. Praktisch genommen, bekommen wir nur 20 Cents pro Tag. Denn es gibt nur ganz wenige unter uns, die während der zwei Monate ohne schlechtes Befinden oder Krankheit davonkommen, die also infolgedessen der Beschlagnehmung der Hälfte ihres Lohnes entgehen.»

Auch die Kinder werden natürlich in der Fabrik viel geschlagen. *Malone* beschreibt, wie Kinder, von denen einige nicht über 7 Jahre alt sein konnten, Seidenkokons in Bassins, in welche kochendes Wasser zufließt, rühren und sich dabei oft die Finger verbrennen. Das Schlimmste soll die Luft sein, die von heißem Dampf und dem stechenden Gestank der Kokons erfüllt ist. In dieser Luft leben sie den ganzen Tag und hinter den Müttern unter den Maschinen liegen schlafend die mitgebrachten Säuglinge. In diesen Betrieben gibt es zwar keine Nachtschicht, da die feinen Seidenfäden bei künstlichem Licht nicht bearbeitet werden können, und im Gegensatz zu den Baumwollspinnereien wird eine Mittagspause fürs Essen be-

willigt, weil die Arbeit dauernd beide Hände erfordert! Die Wohnverhältnisse sind grauenhaft. Doch besonders mißlich ist das in japanischen Betrieben eingeführte System der Werkwohnungen. Von Anbruch der Dunkelheit an müssen Arbeiter und Arbeiterinnen in den Schlafräumen der Fabrik sein, was praktisch nichts anderes besagt, als daß sie wie Gefangene leben, da vor der Nacht kaum einer mit seiner Arbeit fertig ist.

Nach dem Bericht der Schanghaier Kinderarbeitskommission arbeiteten damals 168,800 Kinder in Fabriken, davon unter 13 Jahren 3766 Knaben und 17,705 Mädchen.

Die Anwerbung der Arbeitskräfte erfolgt durch besondere Agenten, die viel daran verdienen. Die Kinder werden ihren Eltern für eine Anzahl Jahre abgekauft.

Löhne und Arbeitszeit sind natürlich je nach Industrie, Ort und Betrieb etwas verschieden, die obigen Angaben geben nur allgemeine Anhaltspunkte über die Größenordnungen und die Maßstäbe, die angelegt werden. Einzelne Fabriken oder größere gewerbliche Betriebe haben auch schon versucht, wesentlich bessere Bedingungen zu bieten, aber sie werden von den andern Betrieben scharf bekämpft.

Eine kleine Oberschicht chinesischer Proletarier, gelernter Arbeiter, hat sich wesentlich bessere Bedingungen errungen. Ein Fabrikgesetz wird seit langem beraten und hätte im August 1931 in Kraft treten sollen. Ob dies geschehen, ist sehr fraglich. Im Lauf der allerletzten Jahre haben zahllose Streiks, an denen sich auch Frauen beteiligten, gewisse Erhöhungen der Lohnansätze erreicht. 1928 gab es in Schanghai 120 Streiks, 1929 waren es 108, an denen 69,000 Arbeiter (davon 31,263 Frauen) beteiligt waren. 1928 sollen nahezu 75 Prozent der Streiks ganz oder teilweise erfolgreich gewesen sein. Aber weil seither die Lebenskosten sehr gestiegen sind und seit Anfang 1929 der auf dem Silberwert beruhende Geldwert um etwa 50 Prozent entwertet ist, dürfte der Reallohn kaum viel höher sein als vorher.

In solchen ostasiatischen Arbeitsverhältnissen müssen wir wenigstens einen Teil der *Ursachen* suchen, die zur *jetzigen Wirtschaftskrise* geführt haben. Die industrielle Vormachtstellung Europas ist seit der Vorkriegszeit sehr ins Wanken geraten. Das früher auf die Rohproduktion eingestellte Nordamerika, das Fabrikate aus Europa bezog, hat selbst eine stark entwickelte, der europäischen zum Teil überlegene Konkurrenzindustrie errichtet. Die aufsteigende amerikanische Industrie hatte Arbeitermangel, sonst aber sehr günstige Bedingungen, billige Landpreise, billige Rohstoffe und reichliche Absatzmöglichkeiten. So mußte sie ihren Arbeitern verhältnismäßig günstige Arbeitsbedingungen bieten. Jetzt sind die Produktionsbedingungen anders geworden und der amerikanische Arbeiter muß einen erbitterten Kampf führen, um seinen Le-

bensstandard nicht versinken zu sehen. Aber, größtenteils derselben Menschenrasse angehörend wie der europäische Arbeiter, ist er selbstbewußt und geschult, versteht es, sich zu organisieren und weiß, was er will, so daß der europäische Arbeiter von seiner Seite kaum Schmutzkonkurrenz zu befürchten hat.

Ganz anders steht es mit der Industrie im Fernen Osten. Außer den günstigen Produktionsbedingungen durch billige Rohprodukte und Landpreise herrscht ein enormer Ueberfluß an menschlicher Arbeitskraft. Der Mensch ist das billigste Werkzeug, das billigste Transportmittel, die billigste Maschine. Selbst in den Städten ist es billiger, schwere Lasten durch Männer tragen zu lassen, als Wagen und Zugtier zu halten. Der Chinese ist bekanntlich außerordentlich stark, zäh und anspruchslos, das Beste, was sich ein Unternehmer als Arbeiter wünschen kann. Die Masse des chinesischen Volkes ist aber völlig verarmt und lebt unter den größten Entbehrungen. Der größte Teil des winzigen Einkommens muß für die Beschaffung der notwendigsten Nahrungsmenge verwendet werden. So ist dem europäischen Arbeiter in China ein Konkurrent entstanden, der, selbst im Elend, ihm den Export seiner Ware verunmöglicht und durch seine Konkurrenzarbeit den Europäer in Arbeitslosigkeit stürzt. (Zudem beginnt seit dem Kriege der Chinese auch ganz unauffällig und langsam in Europa Fuß zu fassen. Im September 1931 war anlässlich eines Verbrechens in Marseille in französischen Zeitungen die beiläufige Bemerkung zu lesen, daß in der Nähe von Lyon eine ganze Kolonie von «Himmelssöhnen» angesiedelt sei!)

Das beste Bollwerk gegen diese verderbliche Entwicklungsrichtung ist die *gewerkschaftliche Organisation* der asiatischen Völker. Kollektives Handeln ist zwar dem Chinesen nicht fremd. In uralten Gilden hat er Zusammenarbeit gelernt. Aber nicht nur der Sinn für die Zusammengehörigkeit der ganzen Nation, auch der Sinn der klassenmäßigen Zusammengehörigkeit und Solidarität sind dem Chinesen noch sehr fremd. Wohl sind zahlreiche Gewerkschaften entstanden, doch gegenüber der Uebermacht des fremden Kapitals, der europäischen, japanischen und chinesischen Arbeitgeber, sind sie noch relativ schwach. Die politischen und wirtschaftlichen Vorrechte der Europäer und Japaner bewirken, daß der Befreiungskampf des chinesischen Proletariers sowohl national, gegen alle Fremden, als wirtschaftlich, gegen seine Arbeitgeber, gerichtet ist. Dieser Befreiungskampf und sein Ausgang können uns nicht gleichgültig sein. Nur wenn es den Chinesen gelingt, ihre Lebensbedingungen zu verbessern und Arbeitsbedingungen zu erringen, die ihnen ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen, kann der Chinese nicht mehr als Schmutzkonkurrent gegen den europäischen Arbeiter mißbraucht werden.